

## Das Einfamilienhaus: Zwischen Traum und Trauma?

von Wolfgang Kaschuba

Diego und Naldo - ich bleibe bei diesen Künstlernamen, weil wir ihre bürgerlichen kaum kennen - sind zwei der begabtesten brasilianischen Ballzauberer in der deutschen Bundesliga. Sie stehen in Diensten des SV Werder Bremen und haben dort mit ihrem Spiel selbst ein norddeutsch zurückhaltendes Publikum immer wieder in Verückung versetzt. Denn sie zeigen, was wir von Brasilianern erwarten: Samba auf dem Platz! Deswegen wurden sie geholt.

Nun sah ich kürzlich einen Fernsehbeitrag, in dem Diego und Naldo einmal privat vorgestellt werden sollten. Warum nicht? Auch der Mediensport gerät immer mehr zum Showbusiness und hat daher wachsenden Bedarf an „human touch“ und „personality“. Deshalb wissen wir auch über Miro Kloses Zwillinge, über Victoria Beckhams aktuelles Gewicht oder über Boris Beckers zwar schon historische, aber doch nachhaltige Auftritte in Besenkammern stets bestens Bescheid. Und deshalb also auch dieser Einblick in jenes „andere“ Leben von Diego und Naldo, außerhalb des Weserstadions.

Darauf war auch ich selbst neugierig, weil ich mir nicht wirklich vorstellen konnte, dass sich lebenslustige Brasilianer in Bremen längere Zeit aufhalten können - sogar über Nacht. Doch zu meiner Überraschung schaffen das die beiden offenbar wirklich und dazu noch auf eine ausgesprochen entspannte und unspektakuläre Art. Der Film zeigte Diego und Naldo jedenfalls bei bester Laune als Wohnnachbarn in einem Bremer Vorort, praktischerweise sogar auf zwei unmittelbar aneinander grenzenden Grundstücken. Das kann man verstehen: Landsmannschaftliche Nähe schützt gegen Heimweh.

Was ich dann jedoch zunächst gar nicht verstehen mochte, war die darauf folgende Einstellung: Diego und Naldo als stolze Besitzer von zwei schlichten Bremer Einfamilienhauswürfeln! - Grazioler Samba und biederes Eigenheim: Das erschien mir nun doch als eine stilistische Mesalliance, passt weder kulturell noch mentalitär zusammen. Da gerieten meine bisher recht sicheren und gut gepflegten Stereotype doch erheblich ins Wanken.

Eine mögliche Erklärung für dieses eigenwillige kulturelle Experiment und damit dann auch wieder den Glauben an meine Vorurteile fand ich erst bei einem Blick in die Geschichte des Wohnens. Denn tatsächlich scheint das Wohnen in Einfamilienhäusern schon seit längerem eine regelrechte Bremer Spezialität gewesen zu sein. Bereits im Jahr 1930 notierte das seriöse „Handwörterbuch des Wohnungswesens“, herausgegeben im Auftrage des Deutschen Vereins für Wohnungsreform e.V. Berlin, in Sachen Wohnformen und Haustypen: „Im Westen Deutschlands hatte sich bis zum Weltkriege das Einfamilienhaus stärker erhalten, insbesondere in Bremen.“ Und es erklärte diese offenbar doch herausragende Einfamilienhaus-Tradition der Hansestadt mit dem Hinweis auf die besonderen örtlichen Arbeitsverhältnisse im Hafen und in den Werften, die bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts relativ stabil waren und damit auch für Arbeiter und Angestellte schon langfristiges Wohnen in Kleinhäusern am Stadtrand möglich machten.

So wie heute für Diego und Naldo, deren Arbeitsplätze eben auch Eigenheim-sicher zu sein scheinen. Vielleicht hat also die Vereinsführung des SV Werder ihren Lizenzspielern einfach die Fortführung dieser Bremer Tradition empfohlen oder sie ihnen sogar in einer heimatkundlichen Trainingseinheit näher gebracht. Diego und Naldo jedenfalls begannen am Ende des Filmbeitrags gleich mit der nächsten

Übung: Fußballtennis über den Zaun. Und das geht tatsächlich nur im Eigenheim mit Garten und Nachbar.

### *Das EFH: Geschichte(n)*

Nun bin ich mit meinen Stereotypen zum Glück keineswegs allein auf weiter Flur - weder im Falle der brasilianischen Fußballer noch in dem der Einfamilienhäuser und Eigenheime. Um Letztere soll es nun natürlich vor allem gehen, denn sie sind hier das Thema - ein ebenso beliebtes wie belastetes, darauf spielt die Formulierung „Zwischen Traum und Trauma“ an. Denn es gibt wohl wenige Objekte, bei denen sich die Standpunkte ansonsten friedlicher Menschen ähnlich unversöhnlich, geradezu fundamentalistisch gegenüberstehen wie im Falle des Einfamilienhauses. Erfüllung des Lebenstraums für die Einen, Materie gewordener Alptraum für die Andern: Zwischen diesen konträren Auffassungen tobt ein regelrechter Kulturkampf, der vom elitären Feuilleton bis mitten hinein ins wirkliche Leben führt und aufs Schönste bürgerliche Weltbilder gegeneinander in Stellung bringt.

Zivilisationsgeschichtlich allerdings ist dieser Kampf noch relativ jung, weil sein Streitobjekt noch gar nicht so lange eines ist. Denn das Einfamilienhaus in seiner heute so massenhaften Form und in seinem mindestens ebenso häufig zu lesenden Annoncenkürzel EFH verkörpert tatsächlich ein Produkt der industriellen Moderne. Zwar kennen Mittelalter und Neuzeit außer ihrer großformatigen religiösen und politischen Repräsentationsarchitektur von Dom und Schloss bekanntlich noch kaum Hochbauten und Mietskasernen, sondern überwiegend auch kleinere Haustypen, wie sie ländliche Bauern und bürgerlicher Handwerker benötigen. Doch sind das ihrer Architektur wie Bestimmung nach eben noch keine Einfamilienhäuser, weil sich die familiären Lebensformen und die häuslichen Räume bis dahin noch deutlich anders organisieren. Auch wenn das dörfliche Anwesen der Bauernfamilie oder das „Ganze Haus“ des frühneuzeitlichen Handelsherrn vielleicht nicht ganz so vielköpfig bewohnt ist, wie sich dies die sozialgeschichtliche Forschung zwischenzeitlich und leicht nostalgisch verklärt einmal vorgestellt hat, bildet es damals dennoch eine relativ große Arbeits- und Wohneinheit, in der vielfach drei Familiengenerationen sowie Dienstboten oder Gehilfen Platz finden müssen. Vor allem ist dies eben kein privates Heim, sondern ein öffentliches Haus, in dem Ställe, Werkstätten, Kontore eine fast noch wichtigere Rolle spielen als die engeren Wohnbereiche.

Erst im 18. Jahrhundert beginnt sich allmählich ein bürgerlicher Privathaushalt zu entwickeln, der unseren heutigen Vorstellungen nahe kommt. Mit der Entstehung bürgerlicher Berufe in Verwaltung, Wissenschaft und Medien vor allem, mit dem Abbau häuslicher Vorratswirtschaft durch Markt und Konsum, schließlich mit der Abgrenzung von Wohnbereich und Familienleben gegen die Öffentlichkeit entwickelt sich schrittweise die Formation einer Kernfamilie – kleiner auch durch sinkende Kinderzahl. Wesentliche Voraussetzung dafür ist aber auch die kulturelle „Erfindung“ der bürgerlichen Familie als einer nun vor allem auf Liebe und Gefühl basierenden Paar- bzw. Eltern-Kind-Beziehung, die sich dadurch auch legitimiert fühlt, sich in eine neue Intimität und Privatheit zurückzuziehen.

So braucht diese Intimität buchstäblich ihr Ge-Häuse: einen festen und sicheren Rückzugsraum, in dem nun keine Dienstboten mehr die Idylle stören, in dem Weihnachten und Kindergeburtstage gefeiert werden, in dem eigene Zimmer den Kindern aber auch Ordnungen und Pflichten vermitteln, in dem häuslicher Besuch nur mehr nach Voranmeldung per Visitenkarte erfolgen darf und in dem das elterliche Schlafzimmer zum Zentrum und Taburaum des Intimen wird. Es ist der Beginn der räumlichen Abschließung der bürgerlichen Kleinfamilie, wie sie sich nun

in der großen Etagenwohnung oder in der freistehenden Villa bis in die Zeit des Kaiserreichs hinein vollzieht. Reste dieser zunächst noch großbürgerlichen und elitären Repräsentationsformen halten sich dann auch noch lange Zeit in der Gestalt großer Wohnzimmer oder eigener Speisezimmer (klein-)bürgerlicher Bel-Etagen des 20. Jahrhunderts.

Parallel dazu hat sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nun tatsächlich die Idee eines Einfamilienhauses entwickelt, das englische Baugenossenschaften etwa im Stile von Arbeitercottages errichten oder die deutsche Gartenstadtbewegung mit ihrer Idee vom Eigenheim im Grünen verfolgt. In beiden Fällen geschieht dies nicht ohne den ideologischen Hintergedanken, mit dem Einfamilienhaus ganz bewusst eine architektonische Ikone bürgerlicher Lebensform und zugleich gesellschaftlicher Integration zu schaffen. So ist sich das bereits zitierte Handwörterbuch des Wohnungswesens auch darin sicher, „daß das Einfamilienhaus einer Familie das Gefühl der Heimat in ganz anderem Maße gibt, als das Wohnen im Stockwerkshaus es vermag; daß die Pflege des Gartens den Bewohner an das Haus bindet, daß es ihn fernhält von den Gasthäusern und Kinos, daß somit die Spartätigkeit gefördert wird.“ Andererseits geben die Autoren durchaus auch zu bedenken, dass viele Hausfrauen noch der Ansicht seien, in der Etagenwohnung „lasse sich die Hausarbeit, die Pflege der Kinder leichter erledigen als im Einfamilienhaus, das meist Keller, Wohn- und Schlafgeschoß enthält, also die Hausfrau zum häufigen Treppensteigen zwingt.“

Doch ist der zivilisationsgeschichtliche Siegeszug des Einfamilienhauses nun nicht mehr aufzuhalten. Nach 1945 vor allem feiert die Eigenheimidee in Gestalt des Einfamilienhauses, des Doppelhauses oder des Reihenhauses europäische Urständ. Sie greift nun vor allem auch von der Stadt auf das Land über und findet dabei auch zu ihrer endgültigen Form bzw. zu jener Formenvielfalt, wie wir sie heute kennen.

### *Kulturkämpfe: Das EFH als versteinerte Sofaecke?*

Mit der Weiterentwicklung der Hausformen wird neben der Gestaltung des engeren Wohnbereichs nun der Lebensstilbereich immer wichtiger. Hier haben sich zum Grundset der 1960er Jahre aus Heimwerkstatt und Partykeller längst Medienstudio mit surrounding system und Fitnessstudio hinzu gesellt, dazu immer häufiger Pool (notfalls aufblasbar) und Sauna, nicht zu vergessen Carport und Grillplatz mit Schwenkgrill. Wie beim Computer sind es also auch beim EFH offenbar inzwischen die Peripherieeinrichtungen, auf die es heute ankommt und die das Objekt der Begierde erst wirklich multifunktionalisieren und gentrifizieren: mein Heim als ein raumgestaltetes zweites Ich.

Mit diesen Formulierungen habe ich freilich den neutralen Boden in Sachen EFH wohl bereits verlassen und wende mich daher besser gleich dem Kulturkampf um dessen Bilder und Deutungen zu.

In dem viel beachteten Hollywood-Film „American Beauty“ von Sam Mendes aus dem Jahr 1999 gibt es eine lange Einstellung, in der die Kamera aus der Vogelperspektive jene endlos weiten und eintönigen Suburbs abschwenkt, die viele amerikanische Städte mittlerweile eingesponnen haben in einen undurchlässigen, erstickenden Kokon aus Eigenheimwaben, Privatwegen und Vorgartenzäunen. In der Großeinstellung will jede dieser Waben dann zwar ganz für sich stehen, will einzig sein, ihr je eigener Kosmos - und erweist sich dann doch gerade in diesem egozentrischen Verlangen als so unerbittlich gleich, öde, deprimierend. Aus dieser bestürzenden ästhetischen Perspektive kann auch das Leben dort nurmehr traumatisch oder pathologisch enden - wie dann auch der Film.

Der gibt damit eine ideale Vorlage ab für die Kritiker: das Einfamilienhaus gleichsam als die tückische Gletscherspalte in den endlosen emotionalen Eiswüsten kleinbürgerlicher Vorstädte. Für sie entspricht das Einfamilienhaus als Wohnform nämlich einem ganz bestimmten Menschen- und Sozialtypus: dem des Nachfahren jenes Spießbürgers, der sprichwörtlich dadurch geworden ist, dass er nicht sein durfte, was er sein wollte - ein ganzer, ein wirklicher Bürger. Nur zu Fuß und nur mit Spieß statt zu Pferd und mit Säbel oder Flinte: Damit blieb der gesellschaftliche Horizont ganz automatisch so begrenzt wie der soziale Aktionsradius eng. Aus diesem sozialen Zwangscharakter wiederum formte sich auch ein spezifischer kultureller Habitus, der diese Beschränktheit gleichsam internalisiert habe: als Liebe zur Beschränktheit, zum Kleinen - aus der Not also die Tugend. Deshalb - so die Kritiker - neige der Eigenheimer eben zu seinen selbstverwirklichenden Wohn- und Raumprojekten: zum Wohnzimmer mit Feldsteinkamin, zum schmiedeeisernen Gartentor, zum Bonsai-Park mit Vogeltränke, zum Wendepplatz für den Rasentraktor, der zugleich als Ein-Loch-Golfplatz zum Einputten dienen kann.

So jedenfalls spotten diejenigen, für die das Einfamilienhaus den Un-Ort schlechthin verkörpert und der „Eigenheimer“ den Inbegriff des Spießigen. Und die Stereotypen, die sich um diese Figur bereits in Literatur wie Film ranken, beschreiben längst eine regelrechte Typologie der Einfamilienhäuser, die wir alle kennen: als Menschen, die angeblich bereits mit Bausparverträgen auf die Welt kommen, die dann sparsam, umtriebig und rechnend leben, bis es endlich reicht: zum Grundriss und zum Hausbau, bei beidem mit hohem Anteil an Eigenarbeit. Und das bleibt so: der Weg als Ziel, Hausbau als Leben! Für die ganze Familie: den ständig werkelnden männlichen Schrauber, die praktische und kumpelhafte Frau mit Kurzhaarschnitt und die nervig ordnungsbewussten Kinder. – Eine Familie also völlig anders als man selbst, geradezu ein anderer Stamm!

Zwischendurch jedoch scheint auch in „American Beauty“ immer wieder eine Ahnung jener anderen Seite auf, die der Versprechungen und Möglichkeiten des Heims als Heimat. Ganz wie im wirklichen Leben, wenn junge Paare sich gerne als künftige Eltern mit ihren Kindern aus grauen Innenstädten in jene grünen Vorstädte hinaus denken. In Häuser und Siedlungen, in denen sich Kultur vermeintlich ideal mit Natur ergänzt und in denen sich vor allem für die Kinder gleichsam dörfliche Bedingungen des Aufwachsens mit urbanem Kulturangebot verbinden sollen. Oder wenn ältere Paare mit ihrem Einfamilienhaus die Ruhe der Vorstädte suchen, um die eigene Rosenhecke in Sichtweite und die innerstädtische Oper in U-Bahn-Reichweite zu haben.

Berlin ist gegenwärtig wohl ein prototypischer Ort für solche Träume, gerade weil seine Raum- und Wohnbedingungen in vieler Hinsicht so untypisch sind. Durch seine Insel- und Mauerlage nach 1945 bildete die Stadt bis 1989 kaum ähnlich dramatische suburbane Wucherungen und Verdichtungen aus wie viele andere europäische oder amerikanische Großstädte. Damit blieben Siedlungsflächen in der urbanen Peripherie ungewöhnlich lange vorrätig, zum Teil in attraktiver Lage und bis heute vielfach auch für Mittelschichtsfamilien bezahlbar. Für junge Familien vor allem, die sich in den letzten 15 Jahren daher mittlerweile zu Hunderttausenden im sogenannten „Speckgürtel“ rings um Berlin angesiedelt haben, teilweise hinter der Stadtgrenze auf brandenburgischen Gebiet, oft am Rande bestehender Dörfer, vielfach aber auch in reinen Neubausiedlungen. Sie haben ihren Traum offensichtlich verwirklicht: im Einfamilienhaus, im Doppelhaus, im Reihenhaus.

In exklusiverer Form tun dies andere Paare und Familien auch unmittelbar in der Berliner Stadtmitte. Auch hier haben sich vor allem entlang des ehemaligen Mauerstreifens größere innerstädtische Freiflächen erhalten, die - nachdem die

große Spekulation mit neuen Büroflächen in der City vorerst bauch-gelandet ist - nun zum Teil auch als Wohngebiete erschlossen werden. Dem Trend der Zeit folgend werden so wenige hundert Meter nur vom Gendarmenmarkt entfernt sogenannte „Town Houses“ angeboten und sogleich auch verkauft, die das dröge und flache Reihenhaus kreativ in die Höhe und ins Edle weiterentwickeln wollen. Ein wenig wirken sie zwar wie zwei- bis dreischichtige Tortenstücke, die eng aneinander kleben, weil sich ihre Bodenfläche in die Höhe und nicht in die Breite erstreckt. Aber sie sind dennoch unverkennbar gedacht als einfamilienhäusige Raumsegmente, als Refugien des Privaten inmitten hektischen urbanen Lebens.

Worüber Berlin natürlich nicht verfügt, sind Küste und Meeresnähe als mögliche Traum-Wohnorte. Wer also an den lokalen Seen, Flüssen, Kanälen und neuerdings auch Stadtstränden bauherrenmäßig nicht fündig und glücklich wird, sucht dann doch das Weite und Ferne. Das Einfamilienhaus auf Mallorca ist so weit unterhalb der Beckers und Beckhams längst auch zum Traum mittelschichtiger Rentnerpaare geworden und zum Albtraum vieler Mallorquiner, wie die kürzlichen Demonstrationen auf der Insel zeigten. Kein Wunder, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, dass allein 800.000 Briten bereits Eigenheimbesitzer an den Ufern des Mittelmeeres sind - um zur Abwechslung auch einmal auf andere Eigenheim-Stämme zu schimpfen.

Der Kunsthistoriker Martin Warnke hat in einer wunderbaren ikonographischen Skizze einst die Entstehung der Sofaecke im Wohnzimmer als Ausbildung der räumlich-ästhetischen Stammzelle kleinbürgerlicher Wohnwelten beschrieben. Denn dort erfährt und verkörpert sich seitdem und vielfach immer noch bürgerliche Identität in der ihr eigenen symbolischen Praxis der Präsentation und Repräsentation von Familienleben. In diesem Sinne und in einer gewissen Analogie dazu könnte das Einfamilienhaus als eine ins Große gewendete, eine gleichsam versteinerte Sofaecke betrachtet werden: das EFH als eine familienbiografische Skulptur, in der sich eben auch die Erreichung des bürgerlichen Klassenziels symbolisch verkörpert: ein Denkmal zu Lebzeiten.

(Ersch. In: archithese 2007)